

Laurentzapel 15. 12. 98

Wass' grooftere Lyeon doctor,

Ich zecke zwei Briefe von Ihnen
 empfangen, der vom 24 Nov. u. der letzte
 vom 7 Dec. - Ich bin sehr dankbar von Ihnen,
 Ihre vielen guten Ratschläge, auch die
 Erfahrungen zu machen und mich zu helfen, und
 mich zu dem Ende zu sein.

Ihre Aufmerksamkeit an der N. F. P.

Ich bin mich sehr über die Sache, besonders
 der Zeit. Wir müßten es besonders
 festhalten zu sein, die Sache aufzugeben,
 und die Namen zu bringen, daß es bei
 dem neuen Aufbruch, die sich bezieht, in dem



Prüfung für die eintretende zweite Glocken-
macher Lehrjahre die unter in Bonn geschickten
Wort ein laßten Stütz der neuen Prüfung,
den ich auf eine gewisse Prüfung laß. —
Die bewährten Lehren der Prüfung sind:
„ Die Prüfung für jede beliebige Prüfung. —
„ Die „, darunter ist, „ so laßte ich den
nicht laßten; falls ich unter 10000 die
so unter ich großen die Prüfung, die unter
laßten. — „ so, ein laßten, was ist es die
mit einem laßten. Ich unter nun unter
Laßten ein, das die unter laßten;
unter ich unter ein laßten, das die
für großen die laßten ein, unter



ich willen, aber wenn ich, auch Sie auf landw. u.
 z. beforschen geben, wenn man in Abhängigk-
 keit von Ihnen steht.

Mit Schaeffer bin ich, wenn Alles geht,
 persönlich sehr bekannt. Die Commission
 wurde für die P. C. (mit Zustimmung von mir
 in Aussicht genommen) gegründet worden.
 Ich habe jedoch, wenn Sie es wünschen, die
 Redaction ein gutes Aushalten. Bitte dem zu
 sein, so wünsche ich Sie. von mir.

Ich freue mich auf Hoffmanns neuen
 Katalog, und ich freue mich besonders, Sie in
 der D. R. zu sehen. Wenn die Hoffmanns wieder
 auftreten, so bitte ich Sie, Sie meine Angelegenheiten
 übermitteln zu wollen. —

Ihre werthen Vorgesetzten um die Lobens-
werthe ich mit grobster Verehrung gedenke. Gründ-
lichste Kritik ist diejenige, die über mich
herrscht: die Kritik der Kritiker in zwei Klassen:
a. die Unklugen u. Vorurtheilichen. b. die Gebildeten
und Wahrheitsliebenden. — Nur Klasse a will ich
auf abfertigen mich ein; was Klasse b sagt,
so sage ich mir, daß ein gelehrter u. wahr-
haltender Kritiker mich nicht anders als in
offenem Glanz der besten Dinge. Bei diesen
Glanz der Kritik aber, ~~und ich bin sicher, daß~~
der Geisteswelt eine große Rolle. — Demnach kann
ich mich mit freier Kritik — und Kritik war —
geben ich mich still, und wenn ich glaube, daß

mir unruhig gefasst. — Da Du mich etwas auf
meiner Ansicht über Herrn Hoffmanns Fragen,
so mußte ich Herrn mirigen Gedanken untersuchen,
die mir kein Lachen doppelte vollkommen sind.

Ich bin nun in einem Punkte mit dir überein,
aber, wie ganz in einem andern, daß Du
mir nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Du sprichst meinen Namen ^{„der Gott“} (als ein Pfaffen)
Wort bei mir. Ich fülle ich für mich beide
Wörter, u. Paul Heyse hat sich ich aber. „Sei
erzogen, das Lebensbild, ein vorzügliches
Fall wird kein je finden sein“ spricht
Heyse. Und Erich Schmidt nennt den Fall „ein
Kunstwerk“ — und ich weiß das ein Punkt, wo
ich nicht mit Herrn übereinstimme, — Gerechtigkeit
lassen Du mir nicht widerfahren, wenn Du meinen

Stell "unvollständig" nennen. Die werden zu wenig
"eingelassen", "behalten" - abzugeben (sich) ist kein
Wort - aber "unvollständig" ist so viel. - Ich
hoffe (sich) wenigstens, (sich) abzugeben, (sich)
meine Manuskripte, (sich) ist die (sich) (sich) auf
meinem (sich), (sich) (sich) auf (sich) (sich)
in (sich) und (sich) (sich) (sich) auf (sich)
Supplementen u. (sich) (sich) (sich) (sich)
füllung (sich) (sich) (sich) (sich) (sich)
wie (sich) (sich) (sich) (sich) (sich)
wie (sich) (sich) (sich) (sich) (sich)
Kaufkraft (sich) (sich) (sich) (sich) (sich)
welche (sich) (sich) (sich) (sich) (sich)
für (sich) (sich) (sich) (sich) (sich)
ist (sich) (sich) (sich) (sich) (sich)
ist (sich) (sich) (sich) (sich) (sich)
man (sich) (sich) (sich) (sich) (sich)



überhaupt die Marmelade wenig, nachdem ich bei ge-
hörten habe, und selbst auch Soufflé, was der
wollen hat zu lassen jedoch auch andere ge-
sagen Marmelade - Alles "unmöglich" ist mein Stil
nicht; aber dennoch kommt es häufig vor dass
dies auch nicht gut ist. Ich denke mir, es ist
so wie ich: müde, schlaflos und unwohl. - Aber
kann nicht das, was ich an meinem Stil nicht
fühle, das ist, dass ich sehr verzweifelt und sehr
schmerzhaft bin (für den Zweck mein ist) und dass
mein Lebenswerk der traktand Prognose Marmelade
gerade ist. - Meinster wollen mir jetzt auch
nicht gut tun. Es ist nicht ist mein Gefühl auch
was wenig genug geworden. Aber es ist ein großer
Ganzen, und mit dem ich nicht zufrieden, und ich hoffe

uf juka Bii mit abgemacht;

des uf new Japanswunder woch hofentlich uf
Jahrespapier juka, Juan J. Herten, 10 Cent in
Juan H. Juka wach baten Jukenswunder
Jukenswunder Joka.

H. J. Herten

Alw. Linday

7 v. 142.781
75
N. Fr. Pr. 19. Sept. 1894

Rudolph Lindau.

(Gesammelte Romane und Novellen. Sechs Bände. Berlin, 1894. — „Litt.“ Novellen. Ebenda. — „Liedesheiraten.“ Roman. Ebenda, 1894.)

Unter den mehr als dreißig größeren und kleineren Erzählungen, welche Rudolph Lindau's gesammelte Schriften enthalten, sind es keine sechs, deren Handlung in der deutschen Heimat dieses deutschen Dichters spielt, alle anderen entführen unsere Phantasie in die Fremde: nach Paris oder Südfrankreich, nach London oder Schottland, nach Newyork und San Francisco, nach Japan und China.

Diese Vertrautheit mit der Fremde und ihre dichterische Bevorzugung ist die zunächst ins Auge fallende Eigenthümlichkeit Rudolph Lindau's. In seiner Eigenschaft als diplomatischer Beamter des deutschen Reiches hat er den größeren Theil seines Lebens — er ist jetzt 64 Jahre alt — außerhalb Deutschlands verbracht und sehr viele fremde Völker kennen gelernt. Da er sich in den verschiedenen Stationen seiner diplomatischen Laufbahn jedesmal längere Zeit aufhielt, wurde er intimer, als es sonst Reisenden möglich ist, mit den fremden Sitten bekannt und konnte diese Kenntnisse auch dichterisch verwerthen. Aber naturgemäß wirkte das Leben in der Fremde, an vielen verschiedenen Orten, immer auf der Reise, immer bereit, die Zelte abzubauen und zu verlegen, auch zurück auf die Entwicklung seiner eigenen Persönlichkeit. Sie erhielt ein eigenthümlich weltmännisches Gepräge, und das ganze Verhältniß des Dichters zu seiner Heimat, seine Lebensart, sein Geschmaek, seine Gesinnung wurden durch seinen Beruf vielfach bestimmt. Da uns keine näheren biographischen Daten zur Verfügung stehen, so können wir vom Dichter nur so sprechen, wie wir ihn uns nach der Lectüre seiner Werke vorstellen — im Grunde genommen die richtigste Art, in der die Dichter kennen gelernt werden sollen. Aber Rudolph Lindau gehört zu den unpersönlichsten Erzählern, die ich kenne; er hat kein Bedürfniß, scheint es, eigene Bekenntnisse zu machen, sich lyrisch das Herz zu entlasten, mit seinem

Leser in eine persönliche Beziehung zu treten; er ist auch als Dichter durch und durch der Mann von Welt, der nicht von sich spricht. Darum fällt es bei Rudolph Lindau schwerer, als bei manchem anderen Erzähler, das rein persönliche Wesen festzuhalten, die Grundzüge seiner dichterischen Persönlichkeit darzustellen. So weit dies aber mit Benützung seiner eigenen gewollten oder unwillkürlichen Andeutungen möglich ist, soll es hier versucht werden.

Lindau's Aufenthalt in Japan dürfte epochemachend für seine dichterische Thätigkeit geworden sein. Seine schönsten Novellen enthalten der vierte und fünfte Band seiner gesammelten Schriften, in denen seine ostasiatischen Geschichten beisammen stehen: „Die kleine Welt“, „Liquidirt“, „Der lange Holländer“, „Sedschi“, „Schiffbruch“, „Mutter Carens's Kücklein“, „Der Geächtete“ u. s. w. Lindau kam in ver-

hältnißmäßig jungen Jahren nach Japan, es war in den ersten Sechziger - Jahren, und er selbst hatte die Dreißig gerade überschritten. Damals war er wol selbst noch am frischesten, für neue Eindrücke am empfänglichsten, und die neue Welt, in die er trat, ergriff ihn mit ihrem ganzen Zauber. Japan war damals für den Europäer noch lange nicht das, was es seither und vielleicht sogar unter Mitwirkung Rudolph Lindau's geworden ist. Jetzt sehen wir in den Japanern die Franzosen des Ostens. Sie haben unsere Sympathie durch den Eifer gewonnen, mit dem sie sich, im Gegensatz zu den stationären Chinesen, unsere Civilisation aneignen. Japanische Kunst ist für die Europäer ein neuer Quell zahlreicher Anregungen, zumal im Gebiete der ornamentalen Kunst, geworden. Pierre Loti hat vollends japanisches Leben, Lieben und Genießen in lyrisch schwärmerischer Beleuchtung Europa näher gebracht, und ein kleines japanisches Mädchen mit seinen schmalen Augen voller Demuth und seinem zarten geschmeidigen Körperchen muthet uns heutzutage beinahe so romantisch an, wie eine indische Lotosblume deutsche Leser zu Heine's Zeiten anmuthete.

Von all dieser modernen Poesie findet sich in den Lindau'schen Novellen noch nicht die geringste Spur. Er bietet uns ganz was Anderes, und das erklärt sich einfach daraus, daß er eben vor dreißig Jahren in Japan lebte. Damals standen die Eingeborenen noch in einem sehr feindlichen Verhältnisse zu den europäischen Einwanderern und Colonisten. Sie haßten sie tödtlich wegen der Verschiedenheit ihrer Race, wegen der Religion und nicht am wenigsten wegen der Absichten, welche die Europäer bei ihnen verfolgten. Denn diese kamen in die ostasiatischen Küstenländer bloß zu dem Zwecke, um gute Geschäfte zu machen, um sich so rasch und so sehr als möglich zu bereichern. Und die Leute, die solche Absichten verfolgten, waren sehr häufig auch abenteuerlich genug: Männer, die es in der Heimat auf keinen grünen Zweig bringen konnten, oder solche, die aus irgend einem dunklen Grunde Ursache hatten, in die ferne Fremde zu gehen; zumeist waren es aber doch die Vertreter angesehenen alter Handlungshäuser in Europa oder Amerika. Das Leben in den ostasiatischen Küstenstrichen war mit nicht geringen Gefahren verbunden. Das Klima ward bei einem längeren Aufenthalte allen Europäern gefährlich. Es war der Aufenthalt eines Jeden immer nur auf eine geringe Reihe von Jahren berechnet, es fühlte sich demgemäß Jeder in Yokohama oder Shanghai nur als Gast. Dazu kam der fortwährende Kampf mit den feindlichen Eingeborenen. Es war gefährlich, ohne genügende Bedeckung das Innere des Landes zu betreten; es war auch gefährlich, sich bei Nachtzeit ohne den Schutz von Gesellschaft selbst in die nächste Umgebung der Colonie zu wagen, denn überall lauerten fanatische Japaner, die eine patriotische That im Abschachten eines Europäers erblickten. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß Rudolph Lindau nicht wie seine französischen Nachfolger ein freundlich poetisches Verhältniß zu Japan gewinnen konnte, sondern ganz andere, aber nicht minder dichterische Motive aus seinem Leben daselbst holte.



Im Mittelpunkte seiner japanischen Novellen stehen nicht die Eingeborenen, sondern die Eingewanderten, steht nicht Japan, sondern die Colonie in Japan, und der Reichtum an poetischen Motiven, die Klarheit und Feinheit seiner Sittenbilder, die fesselnde Kraft seiner Erzählungsweise und seiner Charakter Schilderung haben noch gar nichts an Reiz verloren, obzwar unser Verhältniß zu Japan ein anderes geworden ist. Sie haben nicht die geringste Patina angelegt. Dein der Standpunkt, von dem aus Lindau seine

„Pioniere des Ostens“ betrachtet, ist sehr hoch. Er tritt am bezeichnendsten in der Novelle „Die kleine Welt“ hervor, die schon Wilhelm Scherer (1882) als ein „vollendetes Kunstwerk“ bewunderte. (Kleine Schriften, II., 265.) Der Grundgedanke ist der: Die weite Welt ist im Grunde genommen recht klein. Es kann sich kein Mensch auf ihr verbergen. „Die Welt ist so klein geworden, daß Jedermann in derselben Jedermann kennen muß . . . Jedermann kann nur als derjenige leben, der er nun einmal ist . . . Es ist heute für anderthalb tausend Millionen Menschen Platz in der Welt, aber dies nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Jeder den ihm angewiesenen, einzigen Platz darin einnimmt. Verläßt er diesen, so ist nirgends auf der Erde, in der menschlichen Gesellschaft Platz für ihn.“ Diese These wird in der „kleinen Welt“ durch eine sehr spannende Verbrechergeschichte illustriert, die wir hier nicht nach erzählen wollen; aber sie gilt für das ganze Bild der Pioniere des Ostens, wie es Lindau zeichnet. Das Schlagwort von der „kleinen Welt“ kehrt auch in seinen späteren Erzählungen häufig wieder. Weil die Welt so klein ist, fühlen sich die Europäer in der Fremde, sofern sie nur ein reines Gewissen haben, wie verwandt unter einander. Kommen sie doch nach geringer Nachforschung bald darauf, daß sie gemeinsame Freunde, Bekannte, wenn nicht auch sogar entfernt Verwandte in der Welt haben. Sie leben daher in ihrem Club außerhalb der Geschäftszeit in fast brüderlicher Offenherzigkeit und Theilnahme für einander. Es ist unmöglich, viel Geheimnisse zu haben. Jeder hat ein wachsame Auge auf den Andern, das Schicksal des Einzelnen tritt Allen nahe. Die Gefahr und Noth drängt sie an einander, ihre Kraft liegt im Zusammenhalten. Darum wird streng auf Ehre und Rechtschaffenheit gehalten. Die Colonie kann auch ächten, und wehe dem Geächteten! Er wird weder Wohnung noch Nahrung, geschweige denn Umgang in der Colonie finden, und es bleibt ihm nichts übrig, als entweder abzureisen oder sich umzubringen. („Der Geächtete.“) Aber es bilden sich auch die dauerndsten Männerfreundschaften in der Colonie, wenn sich zwei wahlverwandte Charaktere finden, die sich gegenseitig ergänzen können, wie in der prächtigen Novelle „Liquidirt“. Der Umgangston in der Colonie ist

überhaupt so recht männlich kurz, ohne Umschweife, direct auf die Sache losgehend. Die europäischen Frauen sind in geringer Zahl vorhanden, sie werden mit der allergrößten Zurückhaltung und Zartheit behandelt, aber sie gehen nicht den Ton an, wie in Paris oder Newyork. In jedem Colonisten lebt endlich die Sehnsucht nach der Heimat, an die er immerfort denkt, für die allein er zunächst reich

werden will. Das allein schon ist ein uner schöpflisches poetisches Motiv, dessen Werth Lindau wohl erkannte. Hier ist auch die Stelle, wo wir sein rein menschliches Wesen erfassen können, so sehr es sich auch hinter der möglichst objectiven Sittenschilderung verbirgt.

Er hat eine offenbare Freude an den männlichen, unternehmungslustigen Männern, an ihrem vom Schicksale und in vielen Erfahrungen geschmiedeten und gehärteten Charakter, an ihrer Kurzangebundenheit, an ihrer Discretion, an ihrer Wortkargheit, an ihrem ganz auf die That gestellten Wesen. Abenteuer gefährlicher Art, wie in „Liquidier“, wo ein Mann gegen fünf Feinde in der Dunkelheit zu kämpfen hat, schildert er mit Passion, aber noch lieber schildert er tiefe, leidenschaftliche Gemüther. Seine Männer lieben tief und innig, werden unermüdlich ein-, zwei-, dreimal um dieselbe Frau, stehen und fallen mit ihrer Liebe, wie Gordon Baldwin im gleichnamigen Roman, wie Robert Ashton, wie der „Hafenmeister“, wie der Erfinder des „Glückspendels“. Diese Charaktere können nicht biegen, ohne zu brechen. Die erschütterndste Tragödie eines solchen gebrochenen starken Mannes erzählt die Novelle „Der lange Holländer“.

Er war sechs Jahre lang im großen Handlungs Hause thätig und erwarb sich die Liebe und das Vertrauen seines Chefs in solchem Maße, daß er mit dessen Schwester sich zu verloben eben im Begriffe steht. Da gerade geschieht ein Unglück. Aus der Kasse werden in unerklärlicher Weise zehntausend Dollars gestohlen. Es ist unmöglich, den Dieb zu entdecken, und da fällt schließlich doch der Verdacht auf den „langen Holländer“, der die Kasse unter sich hatte. Zwar hält die Braut, des Chefs Schwester, treu zu ihm; zwar sind die ehrenwerthesten Mitglieder der Colonie von seiner Unschuld überzeugt, und er erhält manches Zeichen, daß man

an seine Ehrlichkeit glaubt, obgleich ihm der Chef das Vertrauen entzogen und ihn entlassen hatte. Aber der ehrliche Holländer kann es nicht verwinden, daß man ihn eines Diebstahls auch nur für fähig hielt, und es ist über ihn ein solcher Ekel vor der Welt, vor den Menschen, vor dem Leben, vor sich selbst gekommen, daß er alle seine Thatkraft und Arbeitslust einbüßt und sich dem Trunke ergibt. Seine grundgute junge Frau thut das Möglichste, ihn zu erheben. Es gelingt zwar, ihn von der Trunksucht zu retten, aber sein gebrochenes Herz läßt sich nicht wieder zusammenleimen, und auch als der Dieb entdeckt wird, ändert sich der „lange Holländer“ nicht wieder. Er bringt sich schließlich selber um, und der Dichter gibt in tief pessimistischer Weise seine Sympathie mit seinem Helden zu erkennen.

Diese Geschichte ist noch mit einer andern sehr hübschen Erfindung verbunden, die den wahren Dieb interessant macht; doch sehen wir davon ab. Uns interessiert hier nur die Thatsache, daß Lindau in der Zeichnung dieses spleenigen Charakters eine wahre Meisterschaft entwickelt, und daß verwandte Charaktere in seinen Romanen öfter wiederkehren, wenn auch in wesentlich verschiedener Umgebung und mit anderen Motiven. So hat er in vortrefflicher Weise einen spleenigen Charakter geschildert im geizigen Millionär Georg

7 W. 142. 781
74

So hätten wir uns doch schließlich ein Bild von der menschlichen Individualität Rudolph Lindau's geschaffen. Es erscheint uns eigenartig genug, und es behält seine originalen Züge, ohne etwas zu verlieren, auch wenn man es mit dem der anderen großen Novellisten seines Zeitalters vergleicht. Seine Wahrhaftigkeit, seine schlichte Natürlichkeit, sein gesunder Sinn, der ihn von aller Sentimentalität fernhält, sein strenger Realismus, der ihm nur das zu schildern ge-

stattet, was er selbst gut und klar gesehen hat, die vielen Motive, die er alle aus seinem eigenen Leben heraus gefunden hat, zeichnen Rudolph Lindau als Künstler vortheilhaft aus. Am meisten muß man (in seinen gelungenen Werken, denn sie sind nicht alle gleichwerthig, wie wir gesehen haben) die Güte seiner Form anerkennen. Lindau's Sprache entbehrt an und für sich besonderer Schönheiten, sie ist sogar als solche trocken, kaum verirrt sich je ein Gleichniß in sie hinein oder ein bildhafter Ausdruck, ein Aperçu oder ein Wit. Lindau's Gestaltungskraft ist auch begrenzt. Der Flirt Cora ist sein Meisterstück in der Charakteristik; aber naive Naturen hat er sehr wenig gezeichnet, und selten gab er uns Einblick in die letzten Gründe seiner Charaktere. Darum läßt uns z. B. Günther, der Schwächling mit den zwei Seelen, sehr kühl, und selbst im „Rangen Holländer“ fehlt die psychologische Begründung dafür, daß der schmählische Verdacht auf diesen Charakter geradejo vernichtend wirken mußte. Nicht jeder Mensch wird in gleichen Umständen in gleicher Weise sich benehmen. Darum sind die Zeichnungen Lindau's mehr intensiv als plastisch, es fehlt seinen Gestalten häufig am letzten Etwas, das sie in voller Rundung vor uns frei stehen ließe. Aber Lindau geht auch zunächst nicht auf die Charakteristik, sondern aufs Erzählen aus, und darauf versteht er sich mit einer Meisterschaft, die wenig ihresgleichen hat. Wenn ich gestehe, daß ich seine zweiunddreißig Novellen in Einem Zuge gelesen habe, ohne — mit wenigen Ausnahmen — gelangweilt zu werden, ohne zu finden, daß sich der Dichter wesentlich wiederhole, im Gegentheil, daß er in seinen jüngsten Erzählungen: „Flirt“ und „Liebesheiraten“, sein Bestes geleistet hat — so kann das wol als gutes Zeugniß seiner Fähigkeit, zu fesseln, dienen. Bei ihm fällt es Einem selten ein, an der Wahrheit seiner Geschichten zu zweifeln: so gut versteht er sich auf die Illusion.

Rudolph Lindau ist wesentlich Sittenmaler und Realist. Er gibt Bilder seiner Zeit und Gesellschaft in der Beleuchtung eines vornehmen Skeptikers, der er ist. Er wird zwar nicht mit allen seinen gesammelten Romanen, aber doch mit einem halben Duzend seiner besten Novellen seine Zeit überleben.

M o r i z R e c k e r.

ringer Dosis zusetzt: der Humor. Es fehlt nicht an heiteren Stücken in seinen Novellen. Das lustigste ist „John Bridges' Braut“; der ostasiatische Pionnier sehnt sich nach einer Lebensgefährtin, setzt ein Ehe-Inserat in die Times und läßt sich eine der Heccandidatinnen von England nach Shanghai kommen. Zum Unglück sitzt ihr schöner Kopf auf einem Leib von Grenadierlänge, und John ist ein kleiner Mann. Humoristische Geschichten sind die „Tödliche Fehde“ und „Verkehrtes Leben“ (letzteres sogar mit Tiefinn spielend). Im Ganzen aber ist der Humor sehr sparsam in Lindau's Novellen vertreten, sie sind vorwiegend ernst, elegisch, tragisch. Man stellt sich danach den Dichter als einen vornehmen, verschlossenen, aber sehr formgewandten Mann vor, der sich am liebsten in den höheren Gesellschaftskreisen bewegt, das Gegentheil der modernen demokratischen Romanciers, die nicht tief genug in die Volksschichten hinabsteigen können, um die elementarsten Leidenschaften und Zustände zu studiren. Lindau trägt auch als Dichter immer Handschuhe, dichterisch interessirt ihn das Volk gar nicht. Er bewegt sich am liebsten in den Kreisen der Wohlhabenden, der sogenannten „guten Gesellschaft“, ohne deswegen ihre Partei zu ergreifen. In dieser Stoffwahl zeigt es sich, daß Lindau zur älteren Generation unserer Erzähler gehört. Doch mutet uns gerade jener Roman, welcher ein Sittenbild dieser Gesellschaft zu geben beabsichtigt, „Gute Gesellschaft“, als die schwächste Leistung Lindau's an.

Und noch eine andere Eigenschaft seiner Dichtungen steht in ursächlichem Zusammenhange mit seiner Vielgereiztheit. Es ist bemerkenswerth, daß in den wenigen Novellen Lindau's, die auf deutschem Boden spielen, in „Treu bis in den Tod“, in den „Zwei Seelen“, in den „Liebesheiraten“ die Heimat immer als etwas Enges, ungemein Conservatives, aber auch Beengendes empfunden und dargestellt wird. Der Frankfurter Patriziersohn beugt sich unter den starren Willen seines stolzen Vaters und heiratet nicht die geliebte, aber unvermögliche Verwandte und wird dabei freilich auch unglücklich. Günther v. Wildhagen kann die leidenschaftlich geliebte Marquise Irene hauptsächlich darum nicht heimführen, weil sich diese Pariser Welt dame nicht zu einer eintönigen Existenz auf einem weltentlegenen deutschen Rittergute entschließen kann. Am schärfsten wird die Kleinlichkeit und Beschränktheit deutschen Wesens in den „Liebesheiraten“ gezeihelt, wenn es auch der Dichter in seiner Liebe zur Heimat nicht unterläßt, durch gemüthvolle Töne und Bilder die Schärfe seiner Satire zu mildern und uns damit zu versichern, daß er immerhin sehr wohl auch die guten Seiten heimischer Enge zu erkennen vermag. Aber er ist an große Verhältnisse gewöhnt, seine Sympathie haben die Wagenden, die Muthvollen, nicht die an die Scholle gebundenen, ans Nemptchen sich klammernden Männer. Und auf die Frauen im Allgemeinen muß Rudolph Lindau auch nicht sehr gut zu sprechen sein. Wir drücken uns mit Absicht also aus, denn direct spricht er nicht von ihnen, sondern gestaltet nur, was er gesehen hat, und aus der überwiegenden Mehrzahl seiner Frauengestalten schließen wir, daß er nichts weniger als ein Frauenlob ist. Wol fehlt es in seiner Frauengalerie nicht an lieblichen,

treuen, sanften, guten, tapferen und kräftig zugreifenden Mädchen und Frauen der verschiedensten Nationen. Eine haben wir schon oben gelegentlich des langen Holländer genannt; eine andere liebliche Gestalt ist die Florence Gilmore aus San Francisco in „Zwei Seelen“, Isabella in „Robert Ashton“ mit ihrer Schwester, die schöne Amerikanerin im „Glückspendel“, Hermann's Schwester und Natalie Elrichs in den „Liebesheiraten“ sind gute Frauen. Allein dieser kleinen Anzahl steht eine viel längere Reihe herzloser, vernügnungsjüchtiger, launischer, beschränkter oder berechnend listiger Weiber gegenüber, in deren sorgsamer, psychologisch strenger Darstellung Lindau sich gar nicht genug thun konnte. Es ist gar nicht zufällig, daß „Flirt“ eine seiner glänzendsten Novellen ist, ein Meisterstück der Charakteristik eines Mädchens, das mit seltener Schönheit ein seltenes Maß von Herzlosigkeit vereint. Cora hat nur die Leidenschaft, geliebt zu werden, nicht selbst zu lieben; sie will so viel Männer als möglich sich zu Füßen liegen sehen, ohne sich selbst zu binden oder auch nur zu verpflichten. Die Novelle erinnerte uns an Gottfried Keller's „Pantraz der Schmoller“, wo der Flirt Hydias auch keinen andern Lebenszweck hat, als Männerherzen zu gewinnen, nicht aber festzuhalten. Der Schweizer Keller ist aber viel rücksichtsloser als der Diplomat Lindau. Keller läßt den wüthend enttäuschten Pantraz ausrufen: „Aber Fräulein, Sie sind ja der größte Esel!“ Lindau läßt Cora früh sterben und motivirt so pathologisch ihr Bedürfniß, geliebt zu werden. Die schärfste Frauensatire aber lieferte Lindau in der Zeichnung der Johanna und ihrer Mutter Frau v. Wehrenberg in den „Liebesheiraten“. Die Witwe eines höheren preussischen Officiers muß mit vielen Ansprüchen von einer kleinen Pension leben. Das hat sie hart, neidisch, boshaft, gemein gemacht. Als ein Ehrenmann, makellos, von guter Familie, sich in ihre Tochter verliebt und um deren Hand bei ihr anhält, da stellt sie solche Bedingungen, daß es klar wird, sie will ihre Tochter nur verkaufen, gelegentlich ihrer Heirat selbst endlich zum lang entbehrten und heiß ersehnten Gelde kommen. Sie erreicht das, vergiftet aber die Ehe ihrer Tochter mit ihrer schwiegermütterlichen Tyrannei, mit ihrer unsäglich kleinlichen Lebensanschauung dermaßen, daß es selbst dem gutmüthigen Hermann, der uns diese seine Geschichte erzählt, unerträglich wird und er mit Aufopferung seines ganzen Vermögens eine Ehescheidung von diesem fürchterlichen Frauenpaar erkaufte; denn Beide haben es in wahrhaft teuflischer Weise verstanden, den Schein des Rechts, den Schein der Beleidigten und Verletzten auf sich zu lenken. Diese Erzählung hat kein Frauenlob erfunden, sie ist geradezu erdrückend in ihrer Wahrheit und Consequenz. Um den pessimistischen Grundton noch zu verstärken, hat Lindau eine Nebenhandlung erfunden, aus der man die Ironie des Schicksals herauslesen kann. Hermann's Bruder verlobt sich mit Natalie Elrichs, die viel mehr Neigung zum Schwager gewinnt und darum von ihrer Verlobung zurücktritt. Sie stirbt unverheiratet, indes Hermann im Joch seiner Ehe zusammenbricht. Eindringlicheren Ausdruck konnte der Junggeselle Lindau seiner Abneigung vor der Ehe nicht mehr geben.



Forbes, den er seinem prächtigen Gordon Baldwin mit glücklicher Contrastwirkung gegenüberstellt. Der reiche Mann, der gar nichts lieben kann, ein Leben regelmäßig wie eine Uhr führt, lebt stets in der Furcht, angepumpt zu werden, und verkennt dabei seine redlichsten Freunde. Forbes ist herzlos gegen seinen Bruder, den er in bitterster Noth verläßt, blind für die Liebe des einzigen ihm wahlverwandten Weibes, das schließlich seinen Freund Baldwin zu beiderseitigem Unglücke heiratet. Die kalte Schärfe, mit der Lindau diesen spleenigen Geizhals zeichnet, ist wirksamer als das wortreichste Lied auf die Menschenliebe. Ein anderer Spleen plagt Robert Ashton im gleichnamigen, minder gelungenen Roman, der zu breit und darum etwas langweilig gerathen ist. Ashton verliert alle Lust am Leben, weil ihn das einzige Mädchen, das er liebt, verschmäht. Er wird aber schließlich doch glücklich, weil er im Spleen nicht aufhörte, eine gute Natur zu bleiben. Ein Cabinetstück von Spleen, ein Genrebild von Meissonier'scher Kleinheit und Feinheit liefert dagegen die Novelle „Lebensmüde“. In einer südfranzösischen Provinzstadt lebt ein älterer reicher Bankier, der Junggeselle blieb, weil ihn die erste Liebe verschmähte. Auch er lebt nach der Uhr, geht täglich zur selben Stunde ins Comptoir und ins Caffeehaus und wieder zurück u. s. w. Schließlich bringt er sich blos aus Langeweile um. Und so ließen sich noch einige Variationen aus der Lindau'schen Gestaltenwelt aufzählen, denen das taedium vitae aus den verschiedensten Gründen eigenthümlich ist. Die rührendste, mit aller Kunst der elegischen Stimmungspoësie umwobene Gestalt dieser Gruppe ist der Maler in der schönen Erzählung: „Das rothe Tuch“, in der Rudolph Lindau sich am persönlichsten zu geben scheint. Dieser Maler erzählt selbst, nachdem er den ersten Schmerz verwunden und um sich das Herz zu erleichtern, die süß-traurige Geschichte seiner Liebe und seines kurzen Eheglückes. Mit seiner weisen Bescheidenheit und verständigen Kunstfeindsicht nimmt er uns sofort für sich ein. Er hat einmal eine schöne Frau porträtrirt, die in unglücklicher Ehe lebte. Sie verliebten sich in einander, waren aber zu anständig, um etwas Unverantwortliches zu thun. Dann starb ihr Mann, und der Maler konnte die geliebte Witwe heiraten. Sie machten eine Hochzeitsreise an die englische Küste, lebten einige Wochen glücklich, aber ein plötzlicher Sturm überfiel das junge Ehepaar, gerade als es auf offenem Meere in einem Fischerboote die schöne Natur genoß. Die Frau kam dabei um, der Maler wurde gerettet, um fortan ein trauriges Einsiedlerleben zu führen. Diesen elegischen Ton der Erinnerung liebt Lindau besonders, und auch noch in seinem letzten sehr fesselnden Buche: „Liebesheiraten“, hat er ihn angeschlagen.

Wenn wir nun diese Neigung für weltmüde Charaktere und für elegische Betrachtung in ursächlichen Zusammenhang mit der Welterfahrenheit des Dichters bringen, so ist das psychologisch wol berechtigt. Denn über Niemanden kommt das Gefühl der Müdigkeit, der Gleichgiltigkeit, ja der Blasirtheit leichter, als über denjenigen, der so viel, der die ganze Welt gesehen hat. Dazu kommt, daß Rudolph Lindau eine glückliche Eigenschaft, die nur besonderen Lieblingen des Schicksals in reichem Maße zugetheilt wurde, blos in ge-